

Klaus Esser

Bindungsaspekte in der stationären Jugendhilfe – Lernen aus der Erfahrung ehemaliger Kinderdorkinder

Einführung

Die stationäre Jugendhilfe nimmt Kinder und Jugendliche auf, die – für kurze oder längere Zeit – nicht bei ihren primären Bindungspersonen aufwachsen können. Viele von ihnen haben schon eine ganze Reihe von Bindungsabbrüchen erlebt. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der stationären Jugendhilfe arbeiten in einer hochkomplexen Situation. Die aufgenommenen Kinder und Jugendlichen weisen auf der einen Seite in vielen Fällen Bindungsstörungen in sehr unterschiedlichen Ausprägungen auf. Zugleich sind sie Kinder und Jugendliche mit einem erheblichen Bindungsbedürfnis. Der Auftrag an die Jugendhilfe ist anspruchsvoll. Die Schäden aus enttäuschten und irritierten Bindungssituationen sollen möglichst behoben, bestehende Bindungsbeziehungen sollen erhalten und verbessert werden, neue korrigierende Bindungsbeziehungen sollen aufgebaut werden ohne Loyalitätskonflikte zu erzeugen. Gelingt es der stationären Jugendhilfe, diese Anforderungen zu erfüllen? Wie bewerten ehemalige Kinder und Jugendliche aus Einrichtungen ihre Erfahrungen? Welchen Anteil haben Bindungsangebote am Gelingen der stationären Hilfe? Geben die Erfahrungen der ehemaligen Heim- und Kinderdorkinder Hinweise auf heutige Konzepte und Settings?

In der öffentlichen Diskussion um die stationäre Jugendhilfe kursieren immer noch die alten Bilder und Vorurteile. Die berechtigte Kritik und die notwendige Auseinandersetzung mit den Elementen der „schwarzen Pädagogik“ in der Nachkriegs-erziehung prägen das Bild der heutigen Heimerziehung immer noch. Was ist dran am Bild des „armen Heimkindes“, was hat sich zwischen 1950 (Bowlby) und heute verändert?

- Erhalten Kinder im Heim zu wenig Zuwendung und werden nur verwahrt?
- Gibt es in den Heimen zu viele Kinder und zu wenig Personal?
- Wir wirkt sich die Zusammenballung von verhaltensschwierigen Kindern und Jugendlichen auf deren Entwicklung aus?
- Stimmt es, dass eine schlechte Familie besser ist als ein gutes Heim?
- Kann das Heim Bindungsstörungen „heilen“ oder befördert der Schichtdienst die Bindungslosigkeit der Kinder im Heim und schädigt sie damit erneut?

Der Autor ist langjährig in der stationären Jugendhilfe tätig. Er hat zusammen mit anderen Jugendhilfeeinrichtungen eine Befragung ehemaliger Heim- und Kinderdorkinder durchgeführt. Die Ergebnisse der Befragung geben Aufschluss über die Bedeutung von Bindungen im Heim. Die Implikationen für Jugendhilfeeinrichtun-

gen, Anforderungen an Settings, Mitarbeiterkompetenz und Konzepte, die sich daraus ergeben, werden vorgestellt.

Die Befragung ehemaliger Heimkinder

Die Befragung ehemaliger Heimkinder¹ wurde aus dem Interesse entwickelt, ein realistisches und differenziertes Bild der früheren Erfahrungen aus der Sicht der Betroffenen zu ermitteln. Die empirische Untersuchung ging der Frage nach, wie die ehemaligen Heimkinder ihre Kindheit und Jugendzeit in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe bewerten, welchen Merkmalen der Heimerziehung sie selbst fördernde und belastende Wirkung zuschreiben und wie sie ihr heutiges Leben bewerten. Teilnehmende Einrichtungen und Träger zeigen, dass sie sich für die Erfahrungen der früher betreuten Kinder und Jugendlichen interessieren und bereit sind, sich auch mit Kritik und negativen Bewertungen auseinander zu setzen. Die Befragung leistet einen Beitrag zur sachlichen und differenzierten Aufarbeitung, in dem sie kritische Rückmeldungen und negative Erfahrungen ebenso explizit erfragt wie positive Erfahrungen. Die Untersuchung hat eine große Gruppe (N = 344) ehemaliger Heimkinder in einer einrichtungsübergreifenden Untersuchung (N = 6) mit einer retrospektiven, teilstandardisierten Fragebogen-Befragung erreicht. Die Ergebnisse der Befragung wurden quantitativ und qualitativ ausgewertet. Damit liegen erstmalig empirische Ergebnisse zum Impact (im Sinne adressatenbezogener Wirkungserfassung) der stationären Hilfen zur Erziehung aus dem Zeitraum 1945 bis 2008 vor. Ein Teilergebnis der Befragung ehemaliger Heimkinder bestätigt diese Erfahrungen. Ein hoher Anteil der Befragten gibt eine Traumatisierung an („ein Ereignis, das Ihr ganzes Leben überschattet“ – 38,3 %). Auf der anderen Seite geben viele Ehemalige auch positive Rückmeldungen, die dem Gesamteindruck in der Öffentlichkeit, dass es ausschließlich furchtbare und leidvolle Erfahrungen gab, widersprechen. Diese positiven Erinnerungen haben in der öffentlichen Auseinandersetzung leider keinen Raum, obwohl sie wertvolle Hinweise auf die protektiven Faktoren geben, die in Einrichtungen stärker in den Blick genommen und in pädagogische Konzepte einfließen sollten.

Die Konzepte der Resilienz und der Salutogenese lassen sich mit den Ergebnissen der Ehemaligenbefragung in eine Verbindung bringen. Der Fragestellung, was Menschen stark macht und sie unter widrigen Bedingungen gesund erhält, wird in den Forschungen zur Resilienz und Salutogenese nachgegangen. Die ehemaligen Heimkinder geben Auskunft darüber, was sie als belastend, aber auch was sie als hilfreich empfunden haben. Für die Entwicklung fachlicher Qualität und für die Beurteilung von Wirkungen in der stationären Jugendhilfe ist die Frage, was Kinder stark macht und was sie befähigt, mit belastenden Erfahrungen gut umzugehen,

¹ Esser, K. (2010): *Die retrospektive Bewertung der stationären Jugendhilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche.*

von erheblicher Bedeutung. Aus der Zusammenführung der hilfreichen Faktoren werden Implikationen für die Arbeit der stationären Jugendhilfe abgeleitet.

Resilienz

Im Konzept der Resilienz werden die Faktoren und Bedingungen untersucht, die dazu beitragen, dass Kinder trotz belastender Situationen gesund bleiben und sich umfassend und altersgemäß entwickeln. Der Begriff Resilienz geht auf das lateinische *resilire* = abprallen zurück. Die Psychotherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin beschreibt das Phänomen so: „Mitten im Winter habe ich erfahren, dass es in mir einen unbesiegbaren Sommer gibt!“². Resilienz meint die psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern, Erwachsenen und sozialen Systemen gegenüber Entwicklungsrisiken. Durch Untersuchungen zu Risikoeinflüssen kindlicher Entwicklung wurde zunehmend erkannt, dass große Unterschiede existieren, wie Kinder auf Risikokonstellationen reagieren (Werner 1997). Auf der einen Seite gibt es Kinder, die Verhaltensstörungen entwickeln, auf der anderen Seite Kinder, die sich relativ unbeschadet entwickeln oder die an diesen schweren Lebensbedingungen sogar erstarken und wachsen. Lange Zeit wurde dieses Phänomen der psychischen Widerstandskraft in der Erforschung kindlicher Entwicklungsverläufe nahezu ausgeblendet. Sicher ist heute, dass es keine unmittelbar kausale Wirkung von Risikosituationen auf die Entwicklung des Kindes gibt. Vielmehr wird die moderierende Wirkung verschiedener Faktoren herausgestellt. Im Rahmen des Resilienzkonzeptes werden protektive Faktoren betrachtet, die Chancen für eine gute Entwicklung eröffnen. Als protektive Faktoren können beispielhaft genannt werden:

- Ein flexibleres und weniger impulsives Temperament
- Intelligenz, als Voraussetzung für Lernprozesse und Schulbildung
- Konstante Bezugspersonen und gute Beziehungen in Familien und sozialem Umfeld
- Frühe Verantwortungsübernahme
- Aktives Bewältigungsverhalten
- Flexible Handhabung von Situationen, Anpassungsfähigkeit
- Fähigkeit zu einer realistischen Situationseinschätzung
- Religiöse Anbindung, Zugehörigkeit zu einer Wertegemeinschaft.

Lösel, Bender (1999) stellten in einer Studie an hochbelasteten Kindern aus Heimen ergänzend folgende protektive Faktoren fest:

- Eine feste Bezugsperson außerhalb der hochbelasteten Familie
- Zufriedenheit mit der erhaltenen Unterstützung
- Distanzierung von einem belastenden Elternhaus
- Eine realistischere Zukunftsperspektive

² Camus nach Wustmann, 2004, 18

- Ein geringes Empfinden von Hilflosigkeit und ein stärkeres Vertrauen in die eigenen Kräfte
- Leistungsmotivation und -bereitschaft
- Ein harmonisches und stützendes Erziehungsklima in der Heimgruppe

Die Befunde der Resilienzforschung zeigen, dass es wichtig ist, Kinder möglichst früh mit effektiven Bewältigungsformen von Belastungen vertraut zu machen³. Gerade im Zusammenhang mit dem Auftrag der Erziehungshilfe stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten einer Resilienzförderung innerhalb dieser Institutionen. Insbesondere durch die Langzeitstudie von Werner konnte die Annahme widerlegt werden, dass ein Kind aus einer Hochrisikofamilie zwangsläufig in seinem Leben scheitern muss. „Die Lebensgeschichten der widerstandsfähigen Kinder in unserer Längsschnittstudie lehren uns, dass sich Kompetenz, Vertrauen und Fürsorge auch unter sehr ungünstigen Lebensbedingungen entwickeln können, wenn sie Erwachsene treffen, die ihnen eine sichere Basis bieten, auf der sie Vertrauen, Autonomie und Initiative entwickeln können“⁴. Kinder, die es schafften, wichtige emotionale Beziehungen zu den wichtigen Bezugspersonen aufzubauen, entwickelten größere Selbständigkeit und soziale Reife. So hing wiederum auch die schulische Kompetenz mit der Anzahl der Quellen emotionaler Unterstützung bei Erzieherinnen, Lehrerinnen, Freundinnen und Personen in der weiteren Familie ab. Das Erleben und die Überzeugung, für erreichte Erfolge selbst verantwortlich zu sein, führte bei den Kindern dazu, dass sie nicht passiv auf die Einengungen durch widrige Lebensumstände reagierten, sondern von sich aus, andere Menschen aufsuchten, die ihnen halfen.

Salutogenese

Der Medizinsoziologe Aaron Antonovsky hat das Konzept der Salutogenese entwickelt. Das Leben ist seiner Ansicht nach dadurch gekennzeichnet, dass es Brüche, Sprünge und Stress enthält. Welche positiven Faktoren gibt es nun, die dem Menschen helfen, seine Gesundheit zu bewahren? Hier bietet Antonovsky den Begriff der Ressourcen an, die es dem Menschen ermöglichen, angesichts von Stresssituationen die Balance aufrecht zu erhalten. „Die Geschichte einer Person umfasst nicht nur die Risikofaktoren in ihrem Leben, sondern auch Faktoren, für die wir noch nicht einmal Namen haben ... die aktiv für eine Bewegung in Richtung auf den Gesundheitspool des Kontinuums verantwortlich sind, und die ich die „heil-samen Ressourcen“⁵ nenne. Als Medizinsoziologe setzt Antonovsky sich kritisch damit auseinander, dass insbesondere die Medizin den Defiziten, Krankheiten, Funktionsstörungen zu viel Bedeutung geben. Er hält es für angezeigt, vielmehr

³ vgl. Wustmann 2004; Brooks, Goldstein 2007

⁴ Werner 1997, S. 202

⁵ Antonovsky, 1993, 9

den Blick darauf zu lenken, welche Faktoren in der Lebensgeschichte einer Person bisher daran beteiligt waren, dass ein Überleben, Funktionieren und Standhalten möglich war, eine Bewegung in Richtung auf das, was traditionell mit dem Begriff Gesundheit definiert wird. Diesen Blick schlägt er auch für andere Disziplinen vor, zum Beispiel auch für die Pädagogik oder Psychologie.

Ressourcen

Antonovsky lenkt den Fokus seiner Forschung auf die Ressourcen, die dazu führen, dass Menschen schwierige Situationen bis hin zu existenziellen Krisen weitgehend gesund überstehen. Er beschreibt als körperliche Ressourcen, wie z. B. Schönheit, psychische Ressourcen, wie Ausgeglichenheit, materielle Ressourcen, soziokulturelle Ressourcen, wie die Zugehörigkeit zu einer Ethnie, auch Personen können zu den Ressourcen zählen. Wenn man den Gedanken der Ressourcen aufnimmt, so lässt sich darunter erst einmal alles fassen, was Kraft gibt, eine Lebenslage zu bewältigen. Zu beachten ist also auch, wo die Muster der Herkunftsfamilie gelungene Überlebensmuster aufweisen. Die Frage ist, welche Personen, Kenntnisse, Ereignisse, Traditionen, Wertvorstellungen, Verhaltensmuster eine Person in Richtung Gesundheit, Problemlösung und kreativen Umgang mit Stressoren lenkt. Diese bezeichnet Antonovsky⁶ als „Generalisierte Widerstandsressourcen“.

Kohärenzgefühl

Ein weiterer zentraler Begriff bei Antonovsky ist das Kohärenzgefühl. Menschen mit einem Kohärenzgefühl kennzeichnet die Überzeugung, dass die Dinge in der Regel verstehbar, handhabbar und bedeutsam sind, d. h. wenn ihr Gleichgewicht aus der Balance gerät, wenn Stress entsteht, konzentrieren sie sich auf die Dinge, die sie für bedeutsam halten in der festen Überzeugung, dass die Ereignisse verstehbar und handhabbar sind. Dies gilt auch für Extrembelastungen, weil sie diese nicht als Belastungen, sondern als Herausforderungen erleben. Antonovsky betont, dass dem Kind die Eindrücke, die es aufnimmt gefiltert werden, es kann nur solche Eindrücke, denen von den Erwachsenen eine Wertigkeit verliehen wurde, aufnehmen. Insofern ist eine gewisse Sicherheit an kulturellen und sprachlichen Mustern von Bedeutung. Das Kind muss sich einordnen können, sich ein Bild machen, zu welcher Gruppe es gehört und wie sich die Gruppe von anderen Menschen unterscheidet. Die Überzeugungen, Wertvorstellungen und Verhaltensweisen der Umgebung sind deshalb von so großer Bedeutung, weil sich dadurch Stimuli handhaben lassen, „die einen fortwährend bombardieren“⁷. Kennzeichnend für die Kindheit ist, dass erst die kulturellen Muster den Zugang zu der Welt darstellen, dass eine Umgebung ohne Erklärungen oder Sinngebungen der Erwachsenen bedeutungslos ist. Nur über die Partizipation an Entscheidungsprozessen

⁶ Antonovsky, 1997, 16

⁷ Antonovsky 1997, 93

wird die Welt als bedeutsam erlebt. Voraussetzung für den Aufbau von Kohärenz ist eine soziale Umgebung außerhalb der Familie, die wirksam ist und eine große Bedeutung erlangen können, auch indem sie familiäre Defizite ausgleicht.

Das Heim in der Gesamtbewertung der befragten Ehemaligen

Ein Ergebnis der Befragung der Ehemaligen ist, dass die befragte Personengruppe ihre biografische Erfahrung im Heim/Kinderdorf in unerwartet hohem Maß positiv bewertet: zu 53 % mit „sehr gut“, zu 31,6 % mit „gut“, 6,9 % mit „mittel“, 4,8 % mit „schlecht“ und 3,6 % mit „sehr schlecht“ ($m = 1,58$). Als wichtigster Schlüssel zur Wirkung der stationären Erziehungshilfe stellt die Befragung die Präsenz einer Bindungsperson für das jeweilige Kind in der Einrichtung fest. 81,9 % der Befragten geben an, eine Bindungsperson in der Einrichtung gefunden zu haben.⁸

„Die Erfahrungen, dass es Menschen gibt, die für einen eintreten. Man lernt ein völlig neues Leben kennen. Ich kann natürlich nur für mich sprechen, und für mich, was es das Beste war mir hätte passieren können. Ich hatte super nette Erzieher die immer verständnisvoll und liebenswert waren, sie haben mir beigebracht wieder an mich zu glauben, zu vertrauen, und nicht ständig Angst davor zu haben Fehler zu machen. (...) Hatte in jeder Lebenslage Unterstützung, ob in der Schule, bei den Hausaufgaben, bei persönlichen Dingen etc. Und ich habe gelernt mich niemals dafür zu schämen dass ich im Heim aufgewachsen bin.“⁹

Der entscheidende Wirkfaktor aus Sicht der ehemaligen Heimkinder: die Bindung

Die Auswertung der Befragungsergebnisse zeigt als Einflussfaktor mit der stärksten fördernden Wirkung auf die stationäre Jugendhilfe das Vorhandensein einer Bezugs- bzw. Bindungsperson. Auf die Frage nach dem Erwachsenen in der Einrichtung, der zu einem besonders wichtigen Menschen geworden ist, antworten über alle Jahrgänge hinweg 13,6 % mit nein, 81,9 % mit ja und 4,5 % mit weiß nicht. Damit bestätigen 81,9 % der befragten Ehemaligen, dass sie im Rahmen ihres in der Regel mehrjährigen Heim/Kinderdorfaufenthaltes eine Bindungsperson gefunden haben, bei der sie sich besonders angenommen und verstanden fühlten und mit der eine besonders innige Beziehung entstanden ist. In den Jahren 1949 bis 1960 war die Quote der Bindungspersonen mit 72 % immer noch deutlich größer, als die heutige Sicht auf die früheren Verhältnisse in den Heimen das vermuten ließe. Die Zahl der ehemaligen Heimkinder, die angeben, eine Bezugsperson gefunden zu haben, erhöht sich in den Jahren 1961–1980 auf 84,1 % und von 1981–2008 auf 93,6 %. Einschränkung bei den Ergebnissen ist zu bemerken, dass die Angaben sicher nicht repräsentativ sind, sondern durch verschiedene Faktoren ein Selekti-

⁸ Repräsentativ sind diese Zahlen nur für einen Teil der ehemaligen Betreuten in den beteiligten Einrichtungen, nicht jedoch für die gesamte stationäre Jugendhilfe.

⁹ Schilderungen der ehemaligen Heimkinder aus der Befragung aus: „Zwischen Alptraum und Dankbarkeit“, Esser 2011.

onseffekt eingetreten ist. Dennoch: die hohe Zahl der offensichtlich trotz der widrigen Umstände entstandenen Beziehungen und Bindungen korrespondiert mit der hohen Zahl der ehemaligen Heimkinder, die heute mit ihrem Leben weitgehend zufrieden sind und bestätigt, dass trotz belasteter Ausgangsvoraussetzungen und ungünstiger Rahmenbedingungen für Kinder gute Entwicklungen möglich sind, wenn Beziehungen und bei langfristigen außerfamiliären Erziehungsverhältnissen von Seiten der Erwachsenen Bindungen angeboten werden und von Seiten der Kinder auch angenommen werden können.

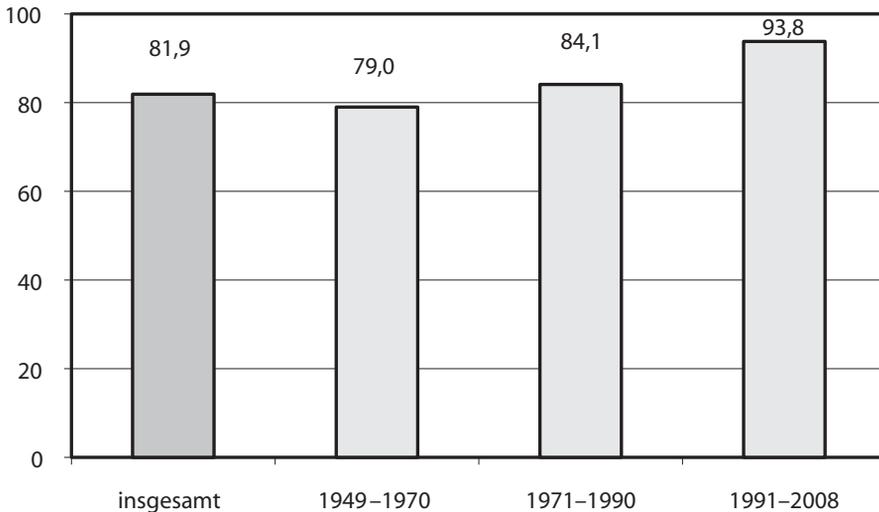


Abb. 1: Bindungsperson (Vorhandensein Gesamt und nach Jahresgruppen in %)

Fachpädagogische Aktivitäten¹⁰ – Sport, Musik, Erlebnis – sind bedeutsame Wirkfaktoren stationärer Erziehungshilfe

Die beste Bewertung der Qualitätsmerkmale im Heim fällt auf das Merkmal „Angebote im Heim“. Immerhin 84,1% der Ehemaligen über alle Zeiträume bewerteten die Frage: „Wie fanden Sie die Angebote des Heimes/Kinderdorfes außerhalb Ihrer Gruppe? (z. B. Freizeitangebote, Musik, Sport, kreative Angebote, Feiern, Gemeinschaftsaktivitäten des Heims/Kinderdorfes)“ mit sehr gut oder gut. Diese Bewertung zeigt nicht nur eine insgesamt sehr hohe Zustimmung zu den gruppen-

¹⁰ Der Begriff „fachpädagogische Angebote“ steht als umfassender Überbegriff für alle Angebote im weiten Spektrum der gruppenübergreifenden sozialpädagogischen, heilpädagogischen, erlebnispädagogischen, psychomotorischen, musikpädagogischen und therapeutischen Aktivitäten in Einrichtungen der Jugendhilfe

übergreifenden Angeboten der befragten Einrichtungen, sondern sie zeigt auch, wie bedeutsam die gruppenbegleitenden Aktivitäten für das Gelingen der stationären Hilfe sind. Damit können die fachpädagogischen Angebote – Sport, Musik, erlebnispädagogische und freizeitpädagogische Angebote – aus der subjektiven Sicht der Betroffenen als besonders hilfreiche und fördernde Wirkfaktoren extrahiert werden, die den Erfolg der stationären Jugendhilfe positiv beeinflussen.

Die Bedeutung erlebnispädagogischer Methoden ist im Feld der Jugendhilfe erkannt und seine Methoden gehören heute zum Repertoire der erzieherischen Hilfe. Der Einsatz von Sport, Bewegung und auf das Feld der Jugendhilfe angepasste Methoden der Motopädagogik ist zwar nachgewiesen (vgl. Knab 1984, Ach & Knab 1991, Macsenare & Knab 1998, Knab 1999, Fischer 2009). Allerdings entspricht die Nutzung und Weiterentwicklung der Methoden der Psychomotorik und der Musikpädagogik (vgl. Ach & Knab 1991, Macsenare & Knab 2004) als ressourcenfördernde Methode der stationären Jugendhilfe noch in keiner Weise der Bedeutung, die diese Angebote für die betreute Klientel haben. Die fachpädagogischen Aktivitäten beruhen auf besonderen Kenntnissen und Kompetenzen einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie gehören in der Regel nicht zum pädagogischen Setting der meisten Wohngruppen, sondern zum gruppenübergreifenden institutionellen Angebot von Fachdiensten im Rahmen stationärer Einrichtungen. Bei diesen Aktivitäten kommt insbesondere die Strukturqualität von Jugendhilfe-Einrichtungen zur Geltung, von denen einige im Rahmen ihrer organisatorischen, räumlichen und personellen Möglichkeiten eine Vielfalt von übergreifenden und fachlich qualifizierten Aktivitäten anbieten können. Die breite Palette der genannten Aktivitäten weist auf die Bandbreite der Angebote hin, die von den Ehemaligen als hilfreich und damit wirksam für entwicklungsfördernde Erfahrungen im Heim beschrieben werden:

- *„Ich muss sagen die Freizeitgestaltung war sehr viel und ausgiebig, z. B. Schwimmen, Messdiener, Gesang und Instrumentalunterricht, Nachhilfe u.v.m. Die jährlichen Urlaube der einzelnen Gruppen, Therapiestunden für einzelne Kinder/Jugendliche. Betreuung nach dem Auszug in die Selbständigkeit.“*
- *„S. hat mir gezeigt, dass es auch Wert ist, wieder Menschen zu vertrauen. Ich habe viel über Obst und Gemüse im Garten bzw. Verarbeitung gelernt.“*
- *„Es gibt nichts, was ich bereue oder was mir gefehlt hätte. Ganz im Gegenteil, heute weiß ich wie gut ich es hatte, die Möglichkeit, die das Heim x mir geboten hat, waren einzigartig. Ich bin Reiten gegangen, schwimmen, zum Sport, bin jedes Jahr in Urlaub gefahren. Hatte in jeder Lebenslage Unterstützung ...“*
- *„Die sportlichen Aktivitäten haben mir gezeigt, dass man seine Grenzen noch sehr oft und weit ausdehnen kann.“*
- *„Die Sportangebote habe ich voll ausgenützt. Habe dort meinen DLRG-Schein gemacht. Schwester xy hat sehr viel für mein Selbstbewusstsein beigetragen (Musik usw.)“*
- *„Das Reiten und Klettern war wirklich toll und hat mit immer wieder Spaß gemacht.“*

- *„Ich war sehr gerne im Stall, habe mittlerweile ein eigenes Pferd. Ich denke das Tiere bei vielen Kindern, die aus wirklich schlechten Verhältnissen kommen, sehr viel weiterhelfen.“*
- *„Ich finde die Angebote im xy sehr gut. Ich habe an der Tour nach Spanien „Santiago de Compostela“ teilgenommen. Da wurden einem die Grenzen gezeigt, aber auch dass man nicht so schnell aufgeben soll. Man setzt sich ein Ziel und auch wenn es was länger dauert bis man da ist Aufgeben sollte man nicht. Das versuche ich auch meinem Sohn klar zu machen.“*
- *„Dass die vorhandenen Talente der Kinder erkannt und gefördert wurden (z. B. Schwimmkurs und Musikunterricht.)“*
- *„Die Angebote der gemeinsamen Ferien (Zelten), Kreatives (Werken, Tanzen, ...) oder Sport (Badminton, Volleyball, ...) haben vielseitige Interessen geweckt und mich zu der Persönlichkeit geschliffen die ich bin!“*
- *„Das ich meine musische Bildung mitnehmen durfte. Klavier und Gitarre habe ich spielen gelernt.“*

Aus den O-Tönen der Betroffenen ist gut nachzuvollziehen, dass im Rahmen der fachpädagogischen Aktivitäten Resilienzfaktoren verstärkt, gefördert und aufgebaut worden sind, die die Bewältigung von erschwerten Bedingungen und Lebenskrisen erleichtern. Die Vermittlung von Selbstwirksamkeit, von erfolgreich bewältigten Herausforderungen und von positiven sozialen Erfahrungen führen zu Kompetenzen, die die betroffenen Kinder und Jugendlichen als Erfahrung von Stärke und Kohärenz in ihr Selbstbild integrieren und mit in ihr zukünftiges Leben nehmen. Das Angebot von ressourcenorientierten Aktivitäten vermittelt den Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe, dass sie Fähigkeiten besitzen, auf denen sie aufbauen können, die ihnen Selbstwirksamkeit und Selbstvertrauen vermitteln und die sie von Anderen unterscheiden. Es besteht die Notwendigkeit, die bisher vorliegenden Ergebnisse von Resilienzstärkung und Ressourcenaufbau in der Jugendhilfe (vgl. Knab 2009 a/b) stärker als bisher in den Theorie-Praxis-Diskurs einfließen zu lassen und die Wirksamkeit der fachpädagogischen Angebote stärker zu beforschen.

Fazit für die heutige stationäre Jugendhilfe

1. Bindung ermöglichen

Bindungsangebote durch qualifizierte pädagogische Fachkräfte sind keine Risiken und Nebenwirkungen der Arbeit im Heim, die es zu unterbinden gilt, sondern eine pädagogische Notwendigkeit in der stationären Jugendhilfe, die in stationären Settings konzeptionell eingebunden und professionell begleitet werden müssen. Bindungsorientierte Arbeit erhöht und verstärkt die Wirksamkeit der Kinder- und Jugendhilfe. Sie erfordert fachpädagogische Qualifikation, personelle und sächliche Ressourcen. Sie ist notwendig, um Kreisläufe gestörter Bindungsfähigkeit zu unterbrechen.

2. Resilienzförderung durch bindungsorientierte Pädagogik und fachpädagogischen Ressourcenaufbau

Konkrete fachpädagogische Angebote ergänzen die Bindungsarbeit.

- Sport und Bewegung: Sportangebote, Psychomotorik, Erlebnispädagogik, Tierpädagogik
- Musik, langfristige niedrigschwellige musikpädagogische Förderung
- Kunst, Kreativitätsfördernde Projekte
- Ressourcenorientierte therapeutische Ansätze (Kunst-, Gestaltungs-, Spieltherapie, Biografiearbeit, Familienberatung und -therapie)

Im Sinne der Förderung von Resilienz ist die Konsequenz für die Jugendhilfepraxis, dass es nicht ausreicht, für die Kinder und Jugendlichen im Heim den Alltag zu gestalten und sich um die Alltagsversorgung und schulische Aufgaben zu kümmern. Im Rahmen der Entwicklung eines Selbstwertes bedarf es der Erfahrung von Selbstwirksamkeit. Diese Erfahrung kann ein Kind (ein Jugendlicher) nur machen, wenn es herausgefordert wird, wenn es sich selbst und seine Fähigkeiten erfahren und weiterentwickeln kann und wenn es Erfolge erzielt, auf die es stolz sein kann. Diese Funktionen erfüllen die ressourcenorientierten pädagogischen Ansätze, die durch die spezielle Fachkenntnis von Psychomotorikern, Musikern, Erlebnispädagogen, Sportlern, therapeutisch und sozialpädagogisch tätigen Kräften in der Erziehungshilfe vermittelt wird. Diese Aufgaben dürfen nicht im Rahmen von „Zusatzleistungen“ zur Disposition stehen. Sie gehören originär zur Wirksamkeit der Erziehungshilfe. Aus der Perspektive von Qualität und Wirkungsorientierung sollten Einrichtungen und Jugendämter vermehrt ihre Aufmerksamkeit auf diese Angebote lenken und sie zum Maßstab für Entscheidungen in der Jugendhilfe machen.

3. Rahmenbedingungen verbessern

Die Rahmenbedingungen der stationären Jugendhilfe müssen stärker auf bindungsorientierte Aspekte ausgerichtet werden. Dazu gehören:

- Ausreichend Zeit und personelle Stabilität zum Vertrauens- und Beziehungsaufbau,
- Ausreichend Sicherheit für Planungen, Zielerreichung und Schwankungen in der Entwicklung innerhalb eines Settings,
- Genug Zeit zur Nachreifung und Stabilisierung: Bindung braucht einfach genug Zeit,
- Rechtzeitiger, früher Beginn der Hilfe: nicht ambulant vor stationär, sondern Bindungssicherheit als Richtlinie der Hilfeentscheidung.
- Personelle Kontinuität, Verantwortlichkeit der Erzieherinnen und Erzieher stärken, Sicherheit für Kinder und Mitarbeiter herstellen.
- Bindungskompetenz bei ASD und Heimpädagogen.
- Fördern von Bindungen, die durch Kinder gesetzt werden – Kinder suchen sich Bindungspersonen!
- Partizipation fördern und einhalten. Kinder in Entscheidungen mit einbeziehen.

- kein Verlegen der Kinder von Gruppe A (Intensiv) zu Gruppe B (Regel) aus Kostengründen!
- Konzepte mit Bindungspersonen (Kinderdorffamilien, Sozialpädagogische Lebensgemeinschaften, Erziehungsstellen) sind nicht die preiswerteren Hilfen. Sie sind aufwendige und herausfordernde Systeme, die langfristig und auf sie spezialisiert institutionell abgesichert werden müssen: Auswahl und Anleitung, differenzierte Fachberatung, kontinuierliche Erziehungsleitung, dauerhafte Supervision, genug unterstützende pädagogische und hauswirtschaftliche Fachkräfte und ausreichend Freiraum zur Regeneration.

Literatur

- AHNERT, L. (Hrsg.) (2004). Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. München.
- ANTONOVSKY, A. (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen.
- ESSER, K. (2010). Die retrospektive Bewertung der stationären Jugendhilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung. Inauguraldissertation an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln.
- ESSER, K. (2011). Zwischen Alptraum und Dankbarkeit. Ehemalige Heimkinder kommen zu Wort. Freiburg.
- FISCHER, K. (2009). Die Bedeutung der Bewegung für Bildungsprozesse und Gesundheitsförderung im Kindesalter. In: KNAB, E., FEHRENBACHER, R. (Hrsg.) Die vernachlässigten Hoffnungsträger. Freiburg.
- KNAB, E., MACSENAERE, M. (1998). Blühende sportpädagogische Landschaften in der Heimerziehung – Vision oder Realität? In: KNAB, E., MACSENAERE, M. (Hrsg.) Heimerziehung als Lebenshilfe. IKJ Mainz. (265–281).
- KNAB, E., MACSENAERE, M. (Hrsg.) (2004). Musikpädagogik in der Heimerziehung. Europäische Studien zu Jugendhilfe (Band 6). Schriftenreihe des Institutes für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ) Mainz.
- KORMANN, G., (2006). Ehemalige im Kinderdorf. Schutzfaktoren und Resilienz in der Heimerziehung. Seckach.
- KORMANN, G. (2007). Resilienz – Was Kinder stärkt und in ihrer Entwicklung unterstützt. In M. PLIENINGER, E. SCHUHMACHER (Hrsg.). Auf den Anfang kommt es an – Bildung und Erziehung im Kindergarten und im Übergang zur Grundschule. Rektorat der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd: Gmünder Hochschulreihe Nr. 27., S. 37–57
- LÖSEL, F., BENDER, D. (1999): Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Prozessen: Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In G. OPP, M. FINGERLE, A. FREYTAG (Hrsg.). Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Reinhardt, S. 37–58.
- SCHLEIFFER, R. (2007): Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie und Heimerziehung. Beltz Verlag, Weinheim
- WERNER, E. E. (1997). Gefährdete Kindheit in der Moderne. Protektive Faktoren: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, 66(2), S. 192–203
- WUSTMANN, C. (2004). Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. In: Beiträge zur Bildungsqualität. Hrsg. Fthenakis, W. E., Weinheim. Basel.